

Predigt für die Weihnachtsfesttage 2020

25.12.2020

Hebr. 1,1-3

von Pfr. Christoph Heinritz



Titelbild des gleichnamigen Romans von Hans Rath, Wunderlichverlag

Gottes endgültiges Reden durch den Sohn

1 Nachdem Gott vorzeiten vielfach und auf vielerlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten,

2 hat er zuletzt in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, den er eingesetzt hat zum Erben über alles, durch den er auch die Welten gemacht hat.

3 Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens und trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort und hat vollbracht die Reinigung von den Sünden und hat sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe

4 und ist so viel höher geworden als die Engel, wie der Name, den er ererbt hat, höher ist als ihr Name.

Liebe Gemeinde,

unser Predigttext ist ein ziemlicher Kontrast zur vertrauten Weihnachtsgeschichte aus dem Lukasevangelium. Malt uns Lukas den Gottessohn als Wickelkind in einer Krippe vor Augen, so spricht der Hebräerbrief von ihm wie von einem soeben inthronisierten König. Holt Lukas den Gottessohn herunter in die Niederungen des irdischen Lebens mit Steuerschätzung, Schwangerschaft, Wohnungsnot, Hirten und Schafen, so rückt ihn der Hebräerbriefabschnitt in majestätische Höhe zur Rechten Gottes. Wie ein Gegengewicht. Der Hebräerbrief ist eine Erinnerung daran, dass die Niedrigkeit Gottes nicht ohne seine Hoheit zu denken ist; dass die Windeln nicht darüber hinwegtäuschen dürfen, dass wir es im Menschgewordenen mit dem Herrn der Welt zu tun haben.

Das ist das weihnachtliche Kontrastprogramm: majestätische Höhe und irdische Niederungen. Verbunden werden beide durch den Gottessohn, geboren durch die Jungfrau Maria.

Betrachten wir einmal die weihnachtlichen Niederungen anhand einer Erzählung von heute und richten dann unseren Blick auf den Brückenschlag Gottes zu seinen Menschen an Weihnachten.

I. „Das haben Sie ja super hinbekommen...“ das Lob des Arztes beim Blick auf die Röntgenbilder hat mich von Anfang an nichts Gutes erahnen lassen. „Ein schöner glatter Bruch ... den werden wir einrichten und gipsen, dann können Sie zu den Feiertagen wieder heim“.

Er wusste ja nicht, was „daheim“ bedeutet – daheim, mit einem gebrochenen Unterarm und einen höllisch schmerzenden Rücken – allein. Es war das Aus für die Feiertage.

Seit dem Herbst war ausgemacht, dass ich zu meiner Tochter und ihrer Familie fahren würde, endlich mal wieder ein schönes gemeinsames Weihnachtsfest. Alle um den Weihnachtsbaum, die kleine Sabrina, der Tom, der schon in die Schule ging, meine Tochter, ihr Mann Robert, und ich als Opa. Und die Oma wäre irgendwie auch dabei gewesen, in unseren Erinnerungen, so wie Verstorbene uns eben nie ganz verlassen.

Und jetzt, mit Gips und verzogenem Rücken? In meinem Zustand die 600 km weite Fahrt nach Hamburg? Nein, das war mir zu viel – das wollte ich mir nicht antun. Ich bleibe daheim! Am Abend hatte ich telefonisch die Hiobsbotschaft durchgegeben. Fast geschäftsmäßig-kühl hat meine Tochter auf die Absage reagiert. War sie beleidigt, oder sogar froh, dass der Alte mit seinen 72 Jahren nicht kommen würde? Sie war wie so oft in letzter Zeit kurz angebunden am Telefon – machte das das norddeutsche Klima?

Am Morgen darauf war schon der Vierundzwanzigste. Bereits früh am morgen Weihnachtslieder im Radio. Sonst hatte mich das immer gestört. Aber an jenem Tag war ich froh über diese Melodien – sie waren das Einzige, was in meiner Wohnung an Weihnachten erinnerte: Einen Christbaum hatte ich nicht besorgt – wozu auch, ich wollte ja über die Festtage in Hamburg sein. Keine Lichterkette, keine Weihnachtskrippe, kein Plätzchenduft, keine Geschenke. Nur vier Briefumschläge mit Geld hatte ich für Kinder und Enkel vorbereitet – die lagen jetzt verwaist neben dem Telefon auf der Kommode.

Mit dem eingegipsten Arm und Schmerzen im Rücken besorgte ich dann das nötigste beim Edeka um die Ecke. Nudeln, geschnittenes Brot und andere Lebensmittel, die man mit einem Arm halbwegs zubereiten konnte. Am Regal mit dem Christstollen stutzte ich. Er war in Cellophan eingepackt, mit einer roten Schleife umwickelt. Der Christstollen war für mich und meine Frau immer der Inbegriff für Weihnachten. An den Feiertagen hatten wir nachmittags stets Tee mit Christstollen gegessen – nein wir haben ihn richtiggehend zelebriert. Soll ich diese liebgewordene Tradition weiterführen, jetzt acht Monate nach ihrem Tod?

Entschlossen griff ich zum Einkaufswagen – nein es gibt keinen Christstollen – Weihnachten findet heuer ohne mich statt! Das „Frohes Fest“ der Kassiererin beim Hinausgehen klang in meinen Ohren wie Hohn.

Auf dem Heimweg nahm mein, mit jedem weihnachtlich geschmückten Fenster und mit jedem beleuchteten Vorgarten Entschluss deutlichere Formen an. Adieu Weihnachtsmann, lebt wohl Adventskränze, macht's gut, ihr hilflos an der Hauswand hängenden Nikoläuse, fahrt dahin, ihr leuchtenden Schwibbögen und blinkenden Elektrosterne. Ihr werdet nicht gebraucht – jedenfalls nicht von mir.

Mach's gut, du Kirche mit deinem Krippenspiel und dem rührenden „Stille Nacht“. Servus, ihr Hirten und Könige aus dem Morgenland, ihr werdet euren Weg auch ohne mich finden. Ihr habt ja den Stern.

Als es Abend wurde, in meiner Wohnung, musste ich mich zwingen, wenigstens eine Lampe einzuschalten. Zu gerne hätte ich im Dunkeln die kommenden Festtage überdauert. Ich saß da, grübelte über düstere Gedanken, deren ich mich heute schäme.

Wahrscheinlich war ich ein wenig eingedöst, jedenfalls kam es mir vor, wie im Traum. Als diese ältere Frau aus der Nachbarschaft plötzlich an der Tür klingelte, mit einem Weidenkorb in ihrer dürren Hand. Sie sprach von Nachbarn, die ihr von meinem Unfall berichtet hatten

und dass sie jetzt, wo ihre Kinder und Enkel heimgefahren waren, mir einfach einen kleinen Weihnachtsgruß vorbeibringen möchte.

Obwohl ich doch eigentlich allein bleiben wollte, bat ich sie herein. Aus ihrem Korb heraus entfaltete sie auf meinem Couchtisch ein weihnachtliches Picknick: Tee in einer Thermoskanne, Spritzgebäck, Lebkuchen. Sie sprach nicht viel, aber ich erinnere mich daran, dass sie vorschlug, ich solle sie in die Christmette begleiten – die ist um 22 Uhr – bis dann. So war sie gekommen und wieder verschwunden. Wie einst die Engel über den Hirten am Himmel.

Wie verzaubert kam ich mir vor. Probierte einige Plätzchen und goss mir Tee ein. Im Schein der Stehlampe, die mir vorkam, wie ein Christbaum höherer Ordnung, genoss ich den nachklingenden Charme dieser unerwarteten Begegnung.

Das Telefon überbrachte mir den nächsten Besucher. Ja, meine Tochter hat mich an diesem Abend in besonderer Weise besucht. Als die Kinder im Bett waren und ihr Mann Robert in die Gebrauchsanweisung der Digitalkamera vertieft war, hatte sie zum Telefon gegriffen. So nah, wie an diesem Abend, war sie mir seit ihrer Kindheit nicht mehr gewesen. Ich spürte wieder die Zuneigung und Wärme in ihrer Stimme, ihre Worte spiegelten das Vertrauen einer erwachsenen Frau in ihren alt gewordenen Vater. Auch den besorgten Unterton in ihrer Stimme spürte ich und war dankbar darüber. Mit der Gewissheit, meiner Tochter wichtiger zu sein, als ich oft vermutete, legte ich am Ende den Telefonhörer zur Seite.

In der Christmette, zu der mich diese Frau Wankel tatsächlich abgeholt hatte, umging mich ein Weihnachtsgefühl, wie ich es noch nicht erlebt hatte. Heraus aus meiner kleinen ungeschmückten Wohnung, hinein in einen vom Kerzenschein warm schimmernden Kirchenraum. Diese Stunde hatte nichts Triumphales, selbst der Chor wirkte in seinem Gesang zurückhaltend. Auch der Pfarrer machte nicht viele Worte – sprach von diesem Jesus, der in die schlichte Einfachheit der Menschen hineingeboren wurde. Erzählte von der Krippe, zu der zuallererst Stroh, Ochs und Esel gehörten – nicht aber Gold, Weihrauch, Myrrhe oder Lametta.

Auf den Heimweg war ich kein guter Gesprächspartner – ein Gedanke des Gebets im Gottesdienst kreiste in meinem Kopf: „Gott, du bist uns auch im Elend nah“. – Vielleicht auch im Elend eines verwitweten Alten, der beschlossen hat, Weihnachten ausfallen zu lassen? –

An diesem Abend war ich mir sicher: Hinter meiner Wohnungstür wartete mein Stall von Bethlehem, ungeschmückt, und unvorbereitet für den großen Gast. Den holte ich aus dem Karton, in dem meine Frau im letzten Januar die Krippe verstaut hatte: ein kleines daumnagelgroßes Jesuskind aus Kunststoff. Ich holte ein sauberes, weißes Taschentuch aus meiner Kommode und faltete es zu einem kleinen Kissen. So legte ich diesen kleinen großen Gast auf das Nachtschrankchen neben meinem Bett. „Danke Jesus, dass du an Weihnachten nun doch bei mir eingekehrt bist.“

II. Liebe Gemeinde, dass Weihnachten sich gerade da ereignet, wo einer es ausfallen lassen will oder wo wir es wie dieses Jahr nicht in gewohnter Weise feiern können, das ist doch wunderbar!

Weihnachten heißt: Gott kommt zu uns Menschen – in diesem Kind. Ja, bei diesem Mann aus der Erzählung ist es passiert – dass er spürt, wie Gott ihm nahekommt; ihm nahekommen kann, weil in diesem Jahr Platz für so eine Begegnung ist.

Weil er in der Einsamkeit spürt, wie wichtig es ist, ein Gegenüber zu haben. Weil weder Jinglebells, noch Trubel und Gespräche, und auch kein Geschenkeberg den Blick auf das vernebeln, worum es an Weihnachten wirklich geht: der Brückenschlag Gottes zu uns Menschen.

Der Himmel öffnet sich, und Gott lässt sich auf unsere Welt ein, wird Mensch wie wir – und ist zugleich doch ganz anders – bringt als Geschenk die Dimensionen seines Himmelreichs mit herüber in unseren Kosmos.

Der Brückenschlag ist 2000 Jahre her – die Brücke steht immer noch. Nur lautet die Frage heute: Herrscht da noch Verkehr? Geht da noch was hin und her? Oder haben wir diese Brücke schon längst zugestellt und verstopft?

Nicht nur mit Tannenbaum und Amazon-Paketen, sondern auch mit einem überbreiten Selbstbewusstsein, dass wir selbst alles können ... und machen ... und wissen ... und verantworten.

Diese Brücke, die Gott da an Weihnachten zu uns geschlagen hat, ist eine, die nicht furchtbar breit ist. Da kommen leise Töne zu uns herüber, die kleinen Fingerzeige, die Wunder, die sich erst auf dem zweiten Blick offenbaren. Signale Gottes, die es schwer haben, inmitten eines so wuchtigen und farbenprächtigen Festes wahrgenommen zu werden. Da kommen wir wohl nicht darum herum, uns einmal hinzusetzen, zu lauschen und genau hinzusehen. Nicht nur an Weihnachten!

Da kannst Du einmal den Mut finden, mit Deinem Gott zu reden! In der Stille eines Waldspaziergangs ein Gespräch mit Deinem Schöpfer wagen. Einen inneren Dialog zu beginnen, Dein Herz auszuschütten, mitsamt Deinen Fragen und Zweifeln. Ganz offen ohne Denkverbote. Und zu sehen, ob sich in diesem scheinbaren Monolog doch neue Gedanken entwickeln; neue Perspektiven; manche Antwort.

Vielleicht kommst Du dann tatsächlich mit dem Bewusstsein zurück: Es war doch mehr, als nur ein Selbst-Gespräch – ich glaube, da kam heute so mancher Gedanke über diese schmale Brücke von Gott. Auch wenn ich es nicht beweisen kann. Auch wenn ich es niemanden erzählen werde, weil ich nicht möchte, dass man mich für völlig naiv hält. Es hat sich gelohnt – diese stille Reise an die Brücke, die seit Weihnachten zu uns herüberreicht.

So manchem ist gerade an Weihnachten das Herz schwer, weil er oder sie merkt, dass da jemand fehlt, weil es nicht erlaubt ist, mit der ganzen Familie zusammen zu sein. Vielleicht das erste Weihnachten ohne den verstorbenen Partner oder Familienangehörigen.

Weihnachten als Familienfest lässt die Lücken, die Krankheit oder Tod gerissen haben, schmerzlich sichtbar werden.

Wo feiert eigentlich der, den wir da beerdigt haben? Wie sieht es da aus, bei ihm? Es tut gut, darauf zu vertrauen, dass es diesen Weg – diesen Brückenschlag – hinüber in Gottes Reich gibt. Dass das Grab nicht der Endpunkt ist. Und wenn wir uns mit unseren Hoffnungen nicht schämen, können wir im Geist ein Bild davon malen, wie es dort ist. In hellen warmen Farben. Die Traurigkeit über den Verlust ist immer noch da, aber es fühlt sich ein wenig anders an, wenn ich um diese Brücke weiß, die Jesus Christus für uns eröffnet hat.

III. Unser heutiger Predigttext spricht von der majestätischen Höhe Jesu Christi. Das steht im Kontrast zu den irdischen Niederungen, symbolisiert durch die Szenerie im Stall.

Zusammgehalten wird der Kontrast durch die Brücke der Liebe Gottes! Jesus, das Kind in der Krippe verkündet: Du bist hier nicht allein, ich bin für Dich da! Du bist Deinem himmlischen Schöpfer nicht egal. Du hast einen, der sich um dich sorgt und der sich immer wieder Sorgen macht, wenn er sieht, was die Welt so alles anstellt.

Doch er bricht diese Brücke nicht ab. Sie bleibt da:

die Brücke der Nähe Gottes,
die Brücke der Hoffnung,
die Brücke der Liebe Gottes!

Amen

Gebet:

Du Mensch gewordener Gott,

„Frohe Weihnachten.“ Diesen Wunsch hören wir oft in diesen Tagen. Und auch wir sprechen ihn häufig aus. Mache uns bewusst, dass Weihnachten mit dir zu tun hat.

Wir danken dir für diese wunderbare Zeit, in der wir uns erfreuen am Duft und Geschmack von Plätzchen, Stollen und Punsch und an unsere Kindheit zurückdenken - an die Vorfreude, an die Ungeduld beim Warten aufs Christkind, an unsere strahlenden Augen beim Auspacken der Geschenke.

Wir danken dir für diese wunderbare Zeit,
in der die Lichter an Weihnachtsbäumen und Girlanden
unsere Städte, Dörfer und Häuser leuchten lassen,
in der viele Menschen die Bedürfnisse und die Not anderer
deutlicher wahrnehmen als sonst.

Wir danken dir für diese wunderbare Zeit und bitten dich:

Sei denen nahe, die nicht „Frohe Weihnachten“ feiern können, weil Konflikte auch in diesen Tagen das Familienleben belasten, weil Hunger, Armut und existenzielle Sorgen sie bedrängen, weil sie einsam und alleine sind und niemanden haben, der sie besucht oder mit ihnen spricht.

Du kommst zu uns als kleines Kind in der Krippe.

Wir sind so froh, dass du uns nicht vergisst, dass wir in Jesus dein Heil schauen dürfen und du uns zusprichst: Ich habe dich je und je geliebt! Von deiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade! Amen